

des byzantinischen Pantokratorbildes des 10. Jh.s vermuten. Schließlich kann man heute die Galaktotrophousa nicht mehr, wie ich das getan habe und worauf sich M. beruft, als dyophysitische Konzeption aus Ägypten ansprechen, nachdem sie bereits im 4. Jh. auf einem wichtigen außerägyptischen Werk nachgewiesen ist; vgl. auch S. 42, wo M. sich bereits auf meinen Irrtum beruft.

Dem Katalog der Wandmalereien schließt sich der ausgezeichnete der Inschriften an. Nach den strengen Regeln archäologischer Epigraphik erarbeitet, werden die zu den Bildern gehörigen Beischriften sowie alle ihnen zugefügten Aufschriften bis hin zu undeutbaren Kritzeleien systematisch vorgeführt, eine ganz ausgezeichnete Sache!

Folgende nützliche Beigaben beschließen den Band: eine ausführliche über Faras hinausgreifende Bibliographie, eine Chronologie der Bischöfe von Faras und Indices der Wandbilder nach ikonographischen Themen, der Eigennamen und der Ortsnamen.

Aufmachung und Druck des Textes wie der Abbildungen sind dem repräsentativen Charakter des Kataloges entsprechend.

Was an Einzelkritik vorgebracht wurde, stört nicht den Gesamteindruck dieses Werkes: Der Katalog ist eine ausgezeichnete Leistung, ein Vorbild für die zu erhoffenden anderen Publikationen nubischer Funde.

Klaus Wessel

Hilde Zaloscer, *Die Kunst im christlichen Ägypten*; 192 S., 107 Abb. auf Taf. (davon 16 farbig), 21 Fig. im Text, 1 Karte; Wien-München 1974: Verlag Anton Schroll & Co.

Seit mehr als einem Menschenalter beschäftigt sich H. Zaloscer mit den Problemen der sog. koptischen Kunst. Zahlreiche anregende, auch zum Widerspruch reizende und darum dankenswerte Publikationen aus ihrer Feder liegen vor. Mit großer Erwartung greift man also nach dem von ihr vorgelegten Überblick über »Die Kunst des christlichen Ägypten«, zumal das Vorwort verspricht, die »Kunst im Kontext des Politischen« zu interpretieren, eine »logische Parallelentwicklung zwischen der materiellen Geschichte und der geistigen« als echtes Problem zumindest zu untersuchen, statt Kunstgeschichte im »luftleeren Raum« eine solche inmitten »der noch gültigen Lebensbedingungen« zu schreiben. Dem kann man voll zustimmen und mit der Verf. hoffen, daß das Buch »zur Klärung des Wesens und der Genese einer Kunst, die ein halbes Jahrtausend in Ägypten blühte, einiges beitragen und ihren spezifischen Charakter verständlich machen kann« (S. 8). Daß der Verf. »viel Literatur zu diesem Gegenstand nicht zugänglich« war, scheint demgegenüber zweitrangig.

In der Einleitung begründet Frau Z., warum sie den Begriff »koptisch« im Titel vermied, gibt einen Überblick über die Geschichte der Befassung mit dem literarischen und künstlerischen Erbe des christlichen Ägypten und ein Programm ihres Buches. Verwundern einen auch die »Kalenderbilder des Chronographen« (S. 14, ebenso S. 132; gemeint sind die Illustrationen zu einer Weltchronik), so erwartet man doch, ein engagiertes Buch zu lesen, und wird nicht enttäuscht — nur wandelt sich das Engagement in Enragiertheit, aber das muß ja kein Fehler sein.

Die Darstellung beginnt konsequenterweise mit dem Kap. »Die politischen und wirtschaftlichen Voraussetzungen« (S. 16-60). Das voranzustellen ist grundsätzlich richtig. Eine Kunst wie die des spätantiken Ägypten muß in der Tat ohne den »Kontext des Politischen«, den die Verf. richtig in erster Linie gesellschafts-, kultur- und kirchenpolitisch versteht, unbegreiflich bleiben. Auf das Kapitel wird noch im Einzelnen einzugehen sein.

Es folgen die leider kürzeren Kapitel »Die Architektur« (S. 91-92), »Die Plastik« (S. 93-130),

»Die Malerei« (S. 131-157) und »Die Textilien« (S. 158-176), eine Bibliographie (S. 177-188) und ein Register. Nicht behandelt sind die Knochenschnitzereien, Metallarbeiten (Lampen, Gewichte, Incensorien usw.), Lederarbeiten und die Keramik. In den behandelten Kunstsparten mußte eine Auswahl aus der Fülle des Erhaltenen getroffen werden; wie immer läßt sich darüber streiten, ob die Auswahl repräsentativ ist.

Neben dem schon erwähnten Engagement sind als besonders erfreulich an dem Buch von Frau Z. zu nennen: der flüssige, gut lesbare, eingängige Stil, bar jeden Fachjargons, einige ganz ausgezeichnete Abschnitte, die ein Problem manchmal besser erfassen, als das sonst geschieht (z.B. die Darlegungen über das Mönchtum ab S. 40) und die liebevolle Ausstattung des Bandes mit seinen guten bis ausgezeichneten Abbildungen und instruktiven Zeichnungen.

Angesichts des hohen Anspruches, den Frau Z. an sich selbst stellt, müssen wir die skizzierte Darstellung kritisch untersuchen. Und da zeigt sich rasch, daß die Fakten nicht immer richtig wiedergegeben werden. Beginnen wir mit der Geschichte, die das Fundament der Erkenntnis sein soll. S. 16 wird Naukratis als ptolemäische Gründung vorgestellt, aber die Stadt wurde gegen Mitte des 7. Jh.s vC. gegründet. Vergessen hat die Verf., daß es neben den Städten die große Zahl der Gauvororte (Metropolen) gab, in denen ptolemäisches Militär, also das, was man unter dem Sammelnamen Griechen zusammenfaßte, angesiedelt wurde, Orte ohne griechisches Stadtrecht, aber mit zentralen Verwaltungsfunktionen für ihren Gau und mit allem, was Griechen für ihr Leben für notwendig hielten. In römischer Zeit wurden für sie zeitweilig sogar eigene Münzen geprägt. Wie soll man sich ohne die Metropolen die Beherrschung und Verwaltung der schier unendlichen Niloase vorstellen? Wir wissen, daß Kopten keinen höheren Verwaltungsrang erreichen konnten als den eines Dorfschulzen oder eines Aufsehers des Bewässerungssystems. Die Verf. betont selbst mehrfach, zuerst S. 19, die Aufstände der Ägypter seit ptolemäischer Zeit. Wie hätte man die von Alexandria und den drei anderen Städten aus nideringen können? Wir kennen zahlreiche dieser Kleinzentren ptolemäischer Herrschaftsausübung, z.B. Panopolis (= Achmim), Herakleopolis magna (Ahnas), Oxyrhynchos (Bahnasa), Syene (Assuan) usw. Hier zeigt sich erstmals, daß das Leben im Lande die Kenntnis grundlegender Literatur nicht ersetzen kann. In Anm. 388 (S. 163) taucht der Name Rostovtzeff zum ersten Mal auf (The Social and Economic History of the Hellenistic World, Oxford 1940); Frau Z. entnimmt diesem Werk nur, daß den Webern für Heimarbeit Webstühle zur Verfügung gestellt wurden — angesichts der Materialfülle des Rostovtzeffschen Buches ist das eine erstaunliche Auswahl! Im Literaturverzeichnis erscheint zwar (S. 186) des gleichen Autors Werk »Social and Economic History of the Roman Empire« (Oxford 1926), ebenso »Die Griechen in Ägypten« von W. Schubart (Leipzig 1927); gelesen kann die Verf. aber diese Bücher nicht haben, sonst wären die Lücken, die wir hier feststellen, und vieles andere mehr, auf das wir zurückkommen, unerklärlich. Die Verf. wüßte sonst auch, daß ihre Behauptung von den wenigen Griechen, »die auf das Land zogen« (S. 19), so nicht richtig ist: Sie zogen meist nicht in die Dörfer, sondern in die Metropolen. Wenn Frau Z. sich dabei auf P. Jouguet beruft, so ist dieser den Beweis für die These, die Griechen seien keine Griechen mehr gewesen, schuldig geblieben: Sprachlich-kulturell waren sie es bis in die späteste Antike, wie nicht nur die Papyri, sondern auch die große Zahl griechischer Dichter und Denker aus ihren Reihen (s.u.) beweisen. In diesen Bereich gehört übrigens auch, daß Rom keineswegs nur Antinopolis gründete (so S. 21), sondern auch Nikopolis (durch Augustus) und Babylon (= Alt-Kairo, wohl durch Trajan), so daß drei neue Stützpunkte der Macht, und das heißt auch in römischer Zeit: des Griechentums, entstanden.

Wenig Unterscheidungsvermögen zeigt die Liste der Aufstände S. 24f., die u.a. miteinander vermengt: den Bauernaufstand von 172, die Usurpation des Avidius Cassius, den alexandrinischen Aufstand 212, die Usurpation des Julius Basilianus, den Aufstand des Firmus und die Usurpation des Domitius Domitianus. Als »Aufstände der Bevölkerung« werden also neben

einem bäuerlich-koptischen und einem großstädtisch-griechischen sowie einer Zettelei eines Großkaufmanns, der nach Stand und Namen sicher kein Kopte war, drei Usurpationen römischer Militärs bzw. Beamter gewertet, die nur beweisen, daß Ägypten in der Zeit der großen inneren Krise des Römischen Reiches (3. Jh.) von der Krankheit der Usurpation ehrgeiziger Heeres- und Staatsfunktionäre so wenig wie andere Reichsteile verschont blieb. Die Landbevölkerung hatte mit fünf von diesen sechs Emeuten nichts zu tun. Und Zenobias vorübergehende Herrschaft über Ägypten lag an dem Machtvakuum unter Galliën: Mit Billigung der Reichszentrale hatten Oidenath und dann sie die Verteidigung des Ostens übernommen; Zenobias Handeln war so lange legitim, bis sie für ihren Sohn den Kaisertitel usurpierte.

Als geschichtliche Fehler seinen noch vermerkt: die Datierung des Kaisers Decius (249-251) in den Beginn des 3. Jhs. (S. 41) und die, freilich auch sonst oft zu lesende, Behauptung, das Christentum habe Religionsfreiheit durch das Mailänder Edikt v.J. 313 erlangt (S. 40) — in Wahrheit gewährte sie Galerius i.J. 311. Falsch ist auch die Aussage, Justinian habe gleichzeitig mit dem heidnischen Museum in Alexandria i.J. 529 Plotins Lehrstätte (wo?) geschlossen; wahrscheinlich schloß er damals die neuplatonische Akademie in Athen.

S. 126 liest man von der »sozialen Befreiung« auf dem Lande — dem Kontext nach ist das 4. Jh. gemeint — und ihrer stufenweisen Verwirklichung in dem Maße, »in dem die Fremdherrschaft schwächer wurde! Hat die Verf. nichts von der Bindung der Bauern an die Scholle durch Diocletians und Konstantins Gesetzgebung gehört, nichts von den riesigen Besitzungen der Apionen, verdrängt sie die brutalen Unterdrückungsmaßnahmen von Markian, Justin I., Justinian I. oder Herakleios, die sie wenigstens z.T. erwähnt hatte (S. 23, 59 u. 60)? Hat sie ihre eigene ausgezeichnete Darstellung der sozialen Hintergründe des Mönchtums (S. 40ff.) vergessen? Ihre Zitate aus Euseb und Johannes Chrysostomos (S. 42)? Ihren eigenen Satz: »An materiellen Gütern gab der Fellache nichts auf, weil er nichts aufzugeben hatte« (S. 45)? Ähnliche Selbstwidersprüche sind in dem Buch leider nicht selten.

Religions- und kirchengeschichtlich sieht es nicht besser aus. »Die Änderung der bisher gültigen moralischen und religiösen Wertmaßstäbe« ist mit »dem Beginn unserer Ära« um fast ein Jh. zu früh angesetzt (S. 27). Die Bezeichnung Ägypter für Plotin (S. 30) führt irre; er war sicher griechischer Abstammung, sonst hätte er nach der Verf. eigener deutlicher Meinung (S. 19 pass.), die richtig ist, an griechischer Bildung keinen Anteil haben können. Grotesk ist die Vorstellung, zwischen Philo, einem Zeitgenossen Caligulas, und dem christlichen Didaskalion, das uns um 180 faßbar wird, hätten »Kontakte bestanden« (S. 31). Wenn Euseb i.J. 310 gestorben wäre (S. 32), müßte er den Großteil seiner Werke posthum verfaßt haben, das wirkliche Todesjahr ist 339. Warum Paulus' Zeugnis von der Mission des Apollon in Ägypten »als Quelle keine Bedeutung« (ebd.) hat, bleibt unbegründet und dürfte auch unbegründbar sein, weil nämlich Paulus kein Wort davon geschrieben hat. Den alexandrinischen Patriarchen als Führer des ägyptischen Freiheitskampfes zu proklamieren (S. 34), verkennet, daß 1. diese Patriarchen bis zu Dioskur immer Griechen waren, 2. ihr kirchenpolitischer Kampf um ihre kirchliche Vorrangstellung und das Dogma ging und sie ihn 3. bis zu Kyrill einschließlich im Bund mit den weströmischen Amtsbrüdern führten.

Könnte man das alles noch als Versehen entschuldigen oder als kaum mehr zulässige Nachlässigkeit bedauern, so zeigt Anderes bare Unkenntnis: Das Konzil, das die Verf. S. 47 nennt, fand nicht in Konstantinopel statt, sondern in Ephesos; nicht Kyrill fand die Unterstützung der Mönche Schenutes, sondern Dioskur (Räubersynode v.J. 449); nicht der »alte Antagonismus Ägyptens gegen die Fremdherrschaft, der Haß gegen Griechenland, gegen Byzanz« war der »letzte und wahre Grund des alexandrinischen Kampfes gegen Konstantinopel« (S. 53), die Patriarchen waren ja selbst Griechen; Frau Z. nennt gleich anschließend den wahren: Eifersucht, Gefühl der Demütigung, Machtverlust der Kirchenfürsten; erst nach Chalkedon (451) verbinden sich kirchlicher und politisch-ethnisch-sozialer Gegensatz zum antibyzzantinischen Sprengstoff. Die Homousie (die Verf. schreibt es stets mit zwei s) ist keine dogmatische For-

mulierung des Athanasios (S. 54f.), sondern Konstantin d. Gr. hat sie in die Debatte geworfen und durchgesetzt; vor Nikaia gab es nur das Konzil von Antiochia v.J. 324, das überregionale Bedeutung in der Streitfrage hatte, die einander ablösenden Konzile, von denen die Verf. spricht, fanden nach 325 und vor 381 statt; und was sich i.J. 381 durchsetzte, war die Theologie der Kappadokier, nicht die des Athanasios. Übrigens ging es im arianischen Streit nicht um Christologie, sondern um Trinität, und Areios lehrte nicht die Homoiousie, nach ihm war Christus Gott unähnlich (anhomoios). Athanasios' Theologie kann man nicht als mystisch bezeichnen (S. 55), ihr zentrales Anliegen war die Gottheit Christi, weil er s.E. nur so erlösen konnte; sie war also soteriologisch; vom mystischen Einswerden des Menschen mit Gott findet sich bei ihm nichts. Weiter geht nicht an, den dogmatischen Sieg der Orthodoxie i.J. 381 als politischen Sieg Alexandrias über Byzanz zu deuten: Treibende Kraft war Theodosius I., ein Spanier, der in der im lateinischen Westen seit Constantius' II. Tode unangefochtenen Orthodoxie aufgewachsen war, und durchgesetzt wurde gerade nicht die Lehre der Alexandriner, sondern die der Kappadokier. Über dies hat gerade das Konzil v.J. 381, wie die Verf. S. 53 richtig vermerkt, Konstantinopel den Ehrenvorrang in der Kirche nach Rom zuerkannt — als Niederlage wird man das wohl schwerlich ansehen dürfen.

Kyrillos hat im Streit mit Nestorios seine Kirche nicht für »autokephal, von keinem Patriarchen abhängig« erklärt (S. 57); er war ja selbst Patriarch und hatte die damals höchste kirchliche Würde inne; eine Abhängigkeit vom Patriarchat von Konstantinopel hatte nie bestanden und gibt es kirchenrechtlich bis heute nicht. Die Lehre des Eutyches wurde von der Konstantinopler Synode nicht bestätigt, sondern verurteilt. Nach Chalkedon kam es zu keiner Proklamation der Abtrennung der ägyptischen Kirche durch den Patriarchen von Alexandria, denn dieser, Dioskur, war abgesetzt und verbannt, sein Nachfolger ein Chalkedonenser (zu S. 59); die Wahl des Timotheos Ailouros i.J. 457 war ein erster Schritt zum Schisma. Daß dieses nie vollständig war, d.h. alle ägyptische Christen umfaßte, sondern daß ägyptische Mönche zur Reichskirche zurückkehrten bzw. ihr treu blieben, beweisen z.B. der Tractatus contra Monophysitas Justinians I. oder die Praeparatio des Johannes von Raithu (Kloster an der Südwestküste der Sinaihalbinsel). Es gab noch in islamischer Zeit melkitische (= chalkedonensische) Christen im Nilland, denn der zweite Tulunide z.B. soll in einem melkitischen Kloster meditiert haben und der Fatimide el-Asis (967-996) hatte eine melkitische Ägypterin zur Frau. Andererseits gab es im 6. Jh. in Alexandria sogar noch Nestorianer, wie die »Christliche Topographie« des Kosmas Indikopleustes zeigt. Und ein alexandrinischer Patriarch, Eulogios (580-607), ein Freund Papst Gregors d. Gr., war ein eifriger literarischer Bekämpfer der Monophysiten. Hier betreibt Frau Z. eine allzu grobe Vereinfachung eines komplizierten und häufig wechselnden Bildes der kirchlichen Lage.

Wenn das Sinai-Kloster von Justinian gegründet wurde (S. 68), konnten sich seine Mönche schwerlich 451 der Lehre von Chalkedon anschließen (ebd.). S. 68 hebt die Verf. für Ashmunein (Hermopolis magna) die Unterstützung des Stadtbischofs für den alexandrinischen Patriarchen und seine kirchenpolitischen Beziehungen zur Hauptstadt hervor; daran ist nichts besonderes, wenn man weiß, daß alle ägyptischen Bischöfe vom Patriarchen von Alexandria eingesetzt wurden.

S. 140 schreibt Frau Z. über das Konzil von 787: »die Vollplastik wird jedoch verboten«; in den Akten des Konzils steht davon kein Wort. Ebd. meint sie im Zusammenhang mit den Faiyum-Porträts, das alttestamentliche Bilderverbot (Ex. 20, 4) zeige im Originaltext deutlich, »daß es nur plastischen Werken gilt« — S. 31 hatte sie ganz richtig betont, das Judentum sei so stark hellenisiert gewesen, »daß in Alexandria die Übersetzung des Alten Testaments vorgenommen werden mußte«; man verstand also kein Hebräisch mehr. Es ist nun schwer vorstellbar, daß ausgerechnet im Faiyum Jhh. später Rabbis lebten, die noch wußten, was **לפס** bedeutete; sie lasen in der LXX dafür *εἰδωλα*, was keineswegs Standbilder heißt.

Der Versuch (S. 140 u. 146), die Ersetzung der Mumienmasken durch Mumienporträts aus dem alttestamentlichen Gebot zu erklären und sie jüdischen und frühchristlichen Tendenzen zuzuschreiben, ist deshalb ohne wirklich triftige Begründung, ganz abgesehen davon, daß die ältesten Mumienproträts augustäisch sind, also vom Christentum nicht beeinflußt sein können. Warum soll man eigentlich nicht gräco-ägyptische Mysterienreligionen als geistige Heimat der Mumienporträts annehmen? Man vgl. dazu, was W. Schubart über die Hinneigung der Griechen in Ägypten zu den landeseigenen Kulturen schreibt. Das Sudarium Abb. 70 (wozu die ausgezeichnete Interpretation von S. Morenz »Das Werden zu Osiris«, Staatl. Museen zu Berlin, Forschungen und Berichte 1, 1957, S. 52ff., heranzuziehen wäre, die zahlreiche Parallelmateriale bietet) spricht ebenso dafür wie die von der Verf. S. 138 erwähnten Kränze.

Zu diesem Bereich noch ein Letztes: Offenbar sind der Verf. einige der von ihr zitierten Mönchs- und Kirchenväter nur aus ihren englischen und französischen Sekundärquellen bekannt, anders lassen sich Namensformen wie Arsene für Arsenios (S. 45f Anm. 110), Isidore statt Isidoros von Pelusium (S. 55), Basil für Basileios (S. 63) oder Denis statt Dionysios von Alexandria (S. 136) kaum erklären. Anderes wird als Druckfehler erklärbar sein, so z.B. der Flavius (S. 58) statt Flavianos.

So schön und dankenswert es ist, Zitate jeweils in der Ursprache zu bringen und in einer Anmerkung zu übersetzen, so hapert es damit doch zuweilen, z.B.: Das Zitat aus Minucius Felix (S. 29) bedeutet nicht: »Die Götter Ägyptens waren gänzlich Römer geworden«, sondern: »Diese ägyptischen sind nun auch römische Heiligtümer geworden«. Trilobe chancel (S. 77 Anm. 171) heißt nicht »Dreiecksendung des Chores«, was den Sinn völlig entstellt, sondern »Kleeblattchor«. Ein Zitat von D. Talbot Rice wird (S. 96 Anm. 241) so unvollständig übersetzt, daß sein eigentlicher Sinn (den auch ich nicht für richtig halte) verloren geht; er spricht übrigens von northern Egypt, Frau Z. übersetzt das mit »Land«. Diese Auswahl mag genügen.

Ein sprachgeschichtliches Phänomen muß noch erwähnt werden: S. 12 liest man, die koptische Sprache sei zu Beginn des 4. Jh.s »geboren« worden; dann aber vermag sich der Leser nicht zu erklären, wieso die koptisch geschriebenen Kodices von Nag Hammadi »in der Mitte des 3. Jahrhunderts« entstanden sein können (S. 29).

Wir haben verschiedentlich die Grenzen des 1. Kap. überschritten, um Zusammengehöriges mitsammen zu behandeln. Fassen wir zusammen: Der Vorsatz war gut und richtig, die Ausführung ist sehr unbefriedigend; das von Frau Z. gezeichnete Bild der Geschichte ist durch Fehler und Weglassungen so entstellt, daß es nicht nur als unzureichend bezeichnet werden muß, sondern als unhistorisch gewertet werden kann. Das Unhistorische liegt in der völligen Einseitigkeit, mit der die Verf. die Bevölkerung des Nillandes mit Ausnahme der Alexandriner als eine ethnisch, soziologisch und kirchlich homogene Masse ansieht, jede Differenzierung verweigert und nichts von dem zur Kenntnis nimmt, was ihrer — wohl durch die aus dem langen Leben in Ägypten entstandene irrige Annahme, man könne von heute auf damals schließen — These sich nicht einfügen läßt. Das führt dann zu der Inanspruchnahme der den Kaiserpurpur usurpierenden römischen Funktionäre als Vorkämpfer der Freiheit des ägyptischen Volkes, so als wäre Avidius Cassius ein Nagib oder Domitius Bassianus ein Nasser gewesen. Wenn noch gilt, daß Geschichtsschreibung das Vergangene so darstellen soll, wie es gewesen ist, dann hat das mit Geschichte nicht mehr viel zu tun.

Nun zu den kunstgeschichtlichen Kapiteln. »Die Architektur« ist ganz beeindruckend dargestellt, zumal Frau Z. in erfreulichem Maße auf die Bautechnik eingeht. Zuzustimmen ist ihrer Beweisführung, daß Kuppel und Tonne genuin ägyptisch und durch den Mangel an Bauholz zu erklären sind (S. 85ff.). Was sie zum Dreikonchenchor (Der-el-Abiad, Der-el-Ahmar, Denderah, Der-es-Surian, Symeonkloster Assuan) schreibt, ist durchaus erwägenswert. Leider fehlen Hinweise auf die Kirchen von Alt-Kairo (Abu Sarge und evtl. Sitt Barbara) und zur Architektur der Klosteranlagen vom Typ der Kellia und in Bawit und Saqqara wie auch vom Typ Qasr

Ain Mustafa Kashif (Oase el-Kharga). Nur ein Irrtum ist anzumerken: S. 76 ist als Baudatum der Großen Basilika in Abu Mina 396 angegeben, während S. 65 die Vollendung richtig in die Zeit Kaiser Zenons datiert wird; den neuesten Grabungen zufolge war der arkadianische Bau einschiffig angelegt und wurde sein Plan vor der Vollendung der Querhausfundamente aufgegeben, während die dreischiffige Gestalt erst der Bautätigkeit unter der Regierung Zenons zuzuweisen ist, mit ihr das Querhaus, das sich übrigens von dem in Aschmunein gewählten Typus grundsätzlich unterscheidet. Da festgestellt wurde, daß die Menas-Gruft in einem alten Friedhof liegt, ist mit einem vorangehenden heidnischen Kultort an gleicher Stelle nicht zu rechnen. Wenn es einen solchen gegeben hätte, würde das eine Frage der Historizität des Menas auch nicht lösen helfen (zu S. 63). Was gewönnen wir auch dadurch? Absolut unhistorische Heilige wie Christophoros und Georg haben viel größere Wirkung ausgeübt als die Mehrzahl der geschichtlich beglaubigten Märtyrer. Aber das sind Kleinigkeiten, die den Wert des Kapitels nicht beeinträchtigen.

Das Kap. »Die Plastik« beginnt mit kritischen Auseinandersetzungen mit den Ansichten anderer Forscher. Man muß Frau Z. zustimmen, wenn sie Westholms, Coonays, Talbot Rices, Campenhausens und Beckwith's Anschauung ablehnt, die koptische Plastik sei ganz von den griechischen oder alexandrinischen Vorbildern abhängig (S. 95f.). Ebenso wäre es sicher falsch, mit Kitzinger anzunehmen, Ägypten sei »thoroughly hellenized« gewesen. Das sind unzulässige Vereinfachungen. Genauso falsch aber wäre es, Strzygowski zuzustimmen, daß eine »zwangsweise Kolonisation« nie stattgefunden habe. Die Verf. zitiert diese apodiktische Aussage S. 96; in der schon angeführten Arbeit von W. Schubart ist S. 12f. von der Ansiedlung der Kleruchen »in einer Kette von Memphis bis Hermupolis« und von den Garnisonen in der Thebais sowie in Syene und Elephantine zu lesen und steht S. 13 der Satz: »Wenn in der Kaiserzeit die Hellenen im Arsinoë-Gau, die Hellenen im Delta, die Hellenen der Thebais als geschlossene Verbände begegnen, so sind es die bürgerlich gewordenen Nachkommen jener alten bewaffneten Siedler«. Vgl. auch für die römische Zeit ebd. S. 37: »Die Griechen der Gaustädte ... und die ländlichen Grundbesitzer, vielfach Erben der ptolemäischen Waffensiedler, wuchsen mit jenen echten 'Bürgern' der Freien Städte zum Gesamtbegriff der Hellenen zusammen, dessen sichtbares Merkmal das Gymnasion war«. Das Bild ist also weit vielschichtiger, als es die Vereinfacher beider Richtungen sehen: Es gab eine Zwangskolonisation, die u.W. nicht gerade die wirtschaftlich schlechteren Gebiete umfaßte, aber sie bedeutete keine durchgehende Hellenisierung Ägyptens, sondern überzog die Niloase mit einem weitmaschigen Netz griechischer Siedlungen unterschiedlicher Größe und Rechtsstellung. Trotz der dann folgenden, z.T. treffsicheren Auseinandersetzung mit den Thesen Torps ergibt sich so keine tragfähige Grundlage für eine überzeugende Erklärung des Phänomens der »koptischen« Plastik. Und selbst der Kritik an Torp kann man nicht voll zustimmen. Man kann den »Hellenismuse« in Bawit (so Torp), wie er z.B. in dem Pilaster oder den justinianischen Kapitellen im Louvre, diese von bester Qualität, sich zeigt, nicht einfach mit dem falschen Hinweis vom Tisch wischen, in Chalkedon habe Ägypten mit Byzanz gebrochen (S. 99); daß gerade im 6. Jh., beginnend mit Justin und verstärkt unter Justinian eine harte Politik zur Rückgewinnung der Monophysiten betrieben wurde, weiß, wie wir sahen, Frau Z. sehr wohl. Weiß sie auch, wie damals das Kloster Bawit konfessionell stand? Könnten nicht dort auch etliche von jenen ägyptischen Mönchen gelebt haben, die zur Orthodoxie zurückkehrten und an die Justinian schrieb (s.o.)? Die Kapitelle lassen auf konstantinopolitanische Entstehung schließen, und an Architekturfriesen finden wir den Stil der Hagia Sophia. Sollte man das nicht doch ein wenig berücksichtigen?

Frau Z. will anschließend die Denkmäler selbst untersuchen. Sie beginnt mit den Prophyrrwerken. Dazu einige Anmerkungen: Die Kleidung des »Chlamidatus« (sic!) — die Bezeichnung ist falsch, denn der Dargestellte trägt eine Toga und keine Chlamys — entspricht selbstverständlich nicht »der traditionellen griechischen Bekleidung«, es handelt sich ja um einen

spätromischen Kaiser im Amtsgewand; ob Diocletian dargestellt war, muß offen bleiben, wenn ja, dann gehört er nicht dem ausgehenden 4. Jh. an, denn dieser Kaiser trat i.J. 305 zurück (S. 103). Das »zylindrische Köppchen« der venezianischen Tetrarchen hat nichts mit Palmyra zu tun, sondern ist der pilaeus pannonicus, wie ihn z.B. auch der Kaiser im Jagdmosaik von Piazza Armerina trägt und wie er vom Konstantinsbogen in Rom und altehrlich-römischen Sarkophagen als militärische Kopfbedeckung geläufig ist (S. 103). Die Eigenart der Büste des »Licinius« ist gut erfaßt (S. 103f.), aber die Verf. übersieht die Zusammenhänge mit der tetrarchischen Kunst, besonders mit der Münzglyptik. Sie kennt offenbar H. P. L'Oranges grundlegende Arbeit zum spätantiken Porträt nicht.

Gut und richtig sind die Bemerkungen zur Maximians-Kathedra und den Reliefs des Aachener Ambo (S. 105-107), nur hätte man hier gerne mehr Material gesehen und auch Einiges über die Knochenschnitzereien gelesen.

Dann kommt Frau Z. zu den Steindenkmälern, beginnend mit Ahnas, die gut charakterisiert, nur thematisch zu eng gefaßt werden; man sollte in Herakleopolis magna die Herakles-Darstellungen nicht ganz verschweigen. Verblüffend sind allerdings die S. 112 genannten »ostasiasischen Elemente«, ich habe nichts Chinesisches oder Indochinesisches entdecken können — wie sollte es auch damals in das Provinznest gelangt sein? Die nächste auswahlweise behandelte Gruppe ist die von Kom Abu Billu. Hier wird S. 114 behauptet, es sei »der ganze Körper in die En-face-Stellung mit inbegriffen«, woran sich ein scharfer Angriff auf mich anschließt, weil ich geschrieben habe: »... die Beine bis zu den Hüften sind in reiner Seitansicht gegeben, Oberkörper und Gesicht in ebenso reiner Vorderansicht« (zur Stele des Kolluthios in Recklinghausen). S. 116 beschreibt sie ein Relief gleichen Typs (Abb. 37) so: »Während auf mehreren Stelen Gesicht und Oberkörper in reiner Frontalität erscheinen, sind Unterkörper und Füße im pharaonischen Stil, d.h. im Profil dargestellte. Gewiß habe ich übertrieben, wenn ich von einer »typisch alt-ägyptischen Haltung« schrieb, da die Frontalität des Gesichtes der widerspricht, aber ließe sich das nicht anders korrigieren als durch eine falsche Behauptung, die man zwei Seiten später wieder zurücknehmen muß, um dann S. 129 nochmals zu behaupten, die Denkmäler von Kom Abu Billu seien alle frontal dargestellt? Von sachlicher Auseinandersetzung zeugt das nicht, eher von eigener Unklarheit. Frau Z. nimmt um einer kaum verständlichen Polemik willen eklatante Selbstwidersprüche in Kauf. Das verstehe, wer kann. Als dritte Gruppe behandelt sie auf zwölf Zeilen (!) in minimaler Auswahl die Plastik von Schech Abade (Antinoë), wobei der sachunkundige Leser den Eindruck gewinnen muß, dort gäbe es nur einen einzigen Typ von Grabstelen, sonst nichts. Es gelingt Frau Z., in dem kurzen Abschnitt einen gravierenden Fehler unterzubringen: S. 117 erwähnt sie unter Berufung auf H. W. Müller als Charakteristikum der Stelen die Knabenlocke der Isismysten. Zeigt schon ein Blick auf die beiden abgebildeten Exemplare, daß die Knabenlocke nicht vorhanden ist (wie sie aussah, zeigt eine Stele im Brooklyn Museum), so hat gerade H. W. Müller ihr Fehlen betont unterstrichen!

Ein Reihe von Einzeldenkmälern wird anschließend recht ansprechend vorgeführt. Nur steht m.E. das »Urteil des Paris« in Princeton nicht so allein, wie Frau Z. meint (S. 121); Reliefs aus Bahnasa, eine von ihr übersehene Gruppe gemeinsamen Lokalcharakters, zeigen einen sehr ähnlichen Stil. Allzu wenig (etwas mehr als drei Zeilen!) wird über die Grabstelen gesagt, die uns in so großer Zahl erhalten geblieben sind und an denen wir z.T. lokale Stile deutlich fassen können. Die z.T. großartige dekorative Plastik kommt ebenso mit ganzen drei Beispielen viel zu kurz.

Danach geht die Verf. die zentrale Frage an, für wen und von wem diese Plastik geschaffen wurde. Etwas abwegig mutet mich bei den Vorbemerkungen zur pharaonischen Zeit die Annahme an, die Ausführenden seien »vor allem Sklaven, Kriegsgefangene und Bauern« gewesen (S. 125). Syrische oder nomadische Kriegsgefangene als Verfertiger der Amarna-Reliefs oder Bauern, die die Reliefs in den Mastabas des Alten Reiches arbeiteten? Wer sich einmal in die technische

Perfektion altägyptischer Plastik vertieft hat, wird bei dieser Vorstellung nur den Kopf schützen können. Aber die Frage sei den Ägyptologen überlassen.

Auf die Zeit bezogen, mit der sich das Buch befaßt, stellt Frau Z. fest: »Der Auftraggeber als solcher verschwindet ... die Objekte entstanden nunmehr aus freiem Willen, aus eigener Initiative« (S. 125). S. 126 konstatiert sie ein kulturelles Vakuum unter der römischen Herrschaft und schreibt dann: »Die Auftraggeber waren verschwunden und damit auch die zentralisierte, offizielle Kunstproduktion«. Wir erinnern uns dazu an der Verf. Feststellung, die Porphywerke seien Auftragskunst gewesen (S. 102); sodann stellen wir gegen die These des Vakuums ein Wort eines Kenners: »Im Vordergrund standen damals (= in der römischen Kaiserzeit) die Mathematik und die Naturwissenschaften mit Medizin und Technik ... Es war ein Zeitalter der Forscher und Erfinder, voller Wunder in Maschinen, in Erkenntnis und Eroberung der Natur und ihrer Kräfte« (W. Schubart). Wir nennen dazu einige Namen: die Mathematiker Menelaos, Ptolemaios (zugleich Astronom und Geograph, der Schöpfer des mittelalterlichen Weltbildes), Diophantos, Pappos und Theon, den Techniker Heron, die Mediziner Philoumenos und Johannes von Alexandria, den Astronomen Teukros, die Astrologen Thrasyllus, Paulos von Alexandria und Rhetorios, die Philologen Pollux, Apollonios Dyskolos und Ailios Herodianos, die Philosophen Hierokles der Stoiker, Ammonios Sakkas, Plotinos, Hierokles der Neuplatoniker, Johannes Philoponos und Olympiodoros, die Dichter Achilleios Tatios, Nonnos, Kolluthos und Musaios sowie den Verf. des Aisopromans. Aus Ägypten stammten Historiker wie Appianos und Theophylaktos Simokattes (7. Jh.), der auch Alchemie betrieb, und Dichter wie Claudianus (um 400), in Ägypten war der berühmte Spötter Lukianos Beamter. Wenn auch die Mehrzahl der Genannten aus Alexandria stammt und bei einigen nur die Herkunftsangabe Ägypten bekannt ist, so haben doch auch andere Städte und Gauvororte bedeutende Männer hervorgebracht: Aus Naukratis stammte der Philologe Pollux, aus Panopolis der Epiker Nonnos (5. Jh.), aus Lykopolis der Epiker Kolluthos (um 500), aus Babylon (Alt-Kairo) der Astronom Teukros, aus Mendes im Nildelta der Astrologe Thrasyllus. Alexandria wies in frühbyzantinischer Zeit noch so bedeutende Männer auf wie den Mathematiker Theon, Hypatias Vater, den Neuplatoniker Hierokles (5. Jh.), den Lexikographen Hesychios (5./6. Jh.), den Philosophen, Grammatiker und Theologen Johannes Philoponos und den Philosophen Olympiodoros (beide 6. Jh.) sowie den Mediziner Johannes (7. Jh.). Auf den aus Ägypten stammenden Astrologen Rhetorios (6. Jh.) stützte sich das ganze byzantinische Mittelalter. Das alles spricht kaum für ein kulturelles Vakuum. Und was das Verschwinden der Auftraggeber anlangt: Stellt sich Frau Z. vor, daß die Gebäude in Ahnas, von denen die Plastik stammt, Privatvillen sozial befreiter Ägypter waren? Wir wissen, daß Septimius Severus den Metropolen die Stadtfreiheit mit Rat, Prytanen und Phylen verlieh: damit wurden diese Stadtbehörden automatisch Auftraggeber, waren sie doch für die Erhaltung ihrer Städte mit Amtsgebäuden und Gymnasien, mit Bädern und Agora verantwortlich. Seit diocletianischer Zeit »stützte sich auch in Ägypten die Verwaltung jetzt auf städtische Territorien, die jedoch unter strenge staatliche Aufsicht gestellt wurden« (J. Vogt, Römische Politik in Ägypten S. 37), d.h. die gesamte Verwaltungsführung konzentrierte sich auf die Metropolen. An die Stelle des zentralen Auftraggebers (Pharao, Ptolemaierkönig) sind so die Kommunalbehörden getreten. Von Bauten in ihrem Auftrag dürfte das meiste stammen, was wir aus den Gauvororten außer der Grabplastik kennen. Ist es der Verf. gar nicht aufgefallen, wie sich gerade in diesen Metropolen die Plastik häuft? Deren Bevölkerung aber war im Rechtsstatus griechisch, ihre Kunst ist darum als provincialgriechisch zu bezeichnen, mag sie vom Hellenismus noch so weit entfernt sein.

Dann fährt Frau Z. schweres Geschütz gegen mich auf. Der Ton der Feindseligkeit, den die Verf. wählt, läßt geraten erscheinen, ihre Anwürfe den Tatsachen gegenüberzustellen: S. 128 schreibt sie, ich operierte im Zusammenhang mit der Rhodia-Stele mit dem Begriff »entarteter hellenistischer Kunst«; davon steht bei mir kein Wort, mein Kernsatz über den Verfertiger der

Stele lautet: »Aber er arbeitet nicht mit den Mitteln des griechischen Kollegen, er kennt sie wahrscheinlich nicht einmal«; ebenfalls S. 128 schiebt sie mir die Behauptung unter, »die Denkmäler seien einmal von »koptischen Griechen«, dann wieder von »griechischen Kopten« verfertigt worden; in meinem Buch steht nirgends eine solche unsinnige Formulierung, nur habe ich S. 166 einmal von kulturell schon recht koptisierten Griechen gesprochen, wofür ich mich auf W. Schubarts Schilderung der soziologischen Entwicklung der spätesten Zeit oströmischer Herrschaft berufen kann; weiter heißt es S. 128, ich hätte den Begriff »koptisch« nicht definiert, die eindeutige Definition steht S. 67; schließlich fragt Frau Z. S. 128, warum ich nicht das Thekla-Relief im Brooklyn Museum, den betenden Heiligen der Dumbarton Oaks Collection oder das Nereidenrelief aus Ahnas in Triest statt der Rhodia-Stele gewählt hätte; zunächst einmal behandelte ich die Rhodia-Stele unter den Grabstelen, wohin die drei von ihr genannten Reliefs nicht gehören; zum anderen sind das Thekla-Relief S. 168 und das Relief des betenden Heiligen S. 166 als bezeichnend koptisch besprochen worden; die Nereiden aus Ahnas halte ich nicht für koptisch (sie sind in meinem Buch nicht herangezogen), wie Frau Z. meiner Besprechung anderer Denkmäler aus dieser Metropolis hätte entnehmen können. Alle Angriffe lassen erkennen: Frau Z. hat entweder in mein Buch nur flüchtig hineingeschaut, oder sie schreckt vor Verfälschung nicht zurück, um einen Autor zu diskreditieren, dessen Ansichten ihr nicht genehm sind. Da mir fern liegt, eine verdiente Forscherin der gezielten Verfälschung zu bezichtigen, nehme ich an, sie hat in meinem Buch wirklich nur ein wenig herumgeblättert. Wie dem auch sei, mit wissenschaftlicher Auseinandersetzung hat ihre Methode nichts mehr zu tun. Interessant ist dabei aber auch, daß sie selbst über die Rhodia-Stele Eigenes zu sagen vergißt.

Frau Z. will anschließend ermitteln, wie sich die »fast anarchistisch anmutende Uneinlichkeit« erklären läßt. Sie stellt als zwei »charakteristische und stilbildende Merkmale« die Frontalität und die »übernatürlich großen Augen« heraus (S. 129). Wieder werden auch hier fälschlich die Reliefs von Kom Abu Billu als Zeugen genannt. Abgesehen davon sind Frontalität und vergrößerte Augen keineswegs nur in Ägypten zu finden, sie sind vielmehr ein Ausdrucksmittel spätantiker und frühbyzantinischer Kunst, wo sie repräsentativ wird. Falsch ist die These, »zu Beginn unserer Zeitrechnung« werde »im gesamten Mittelmeerraum« die »völlig freie und ungebundene Körperbewegung der hellenistischen Kunst« durch die Frontalität abgelöst (ebd.). Die Marcus-Säule in Rom und die Sidamara-Sarkophage, um nur zwei Beispiele wahllos herauszugreifen, beherrschen die angeblich abgelöste Körperbewegung perfekt — weder Rom noch Sidamara wird man dem Mittelmeerraum absprechen können. L. Budde hat in seinem Buch »Die Entstehung des antiken Repräsentationsbildes« (Berlin 1957) gezeigt, wann, woher und in welchem Grade sich die Frontalität in der großen Kunst durchzusetzen beginnt und wie sie in der Provinzialkunst verwurzelt ist. Und was ist das für ein Stilbegriff, dem Frontalität und übergroße Augen genügen, die stilistische Einheit heterogensten Materials zu konstatieren (ebd.)?

Das Kap. »Die Malerei« ist erfreulicher, aber auch nicht ohne Anlässe zu kritischen Einwänden. Schlicht falsch ist die Behauptung, im Sinaimosaik seien Justinian und Theodora dargestellt (S. 134), dafür fehlen in der Beschreibung die Medaillons Marias und Johannis des Täufers in den Zwickeln der Schildwand, immerhin eine Vorstufe der Deesis. Es hat übrigens auch vor Justinian in Apsiden nur neotestamentliche Szenen gegeben, man kann das nicht auf ihn oder seine Zeit zurückführen (S. 135). Zu den Mumienporträts ist anzumerken, daß sie nicht nur auf Holz (S. 136), sondern auch auf Leinwand gemalt sind (Beispiele dafür z.B. in Berlin). Vieles, was man hier über Mumienporträts liest, ist ganz einleuchtend, nur sollte man den Schluß vermeiden, sie gehörten »zwei kulturell und bildungsmäßig verschiedenen ethnischen Gruppen« an (S. 137), wenn dafür nur Qualitätsunterschiede angeführt werden können. Da noch die linearen oder schlicht minderwertigen Exemplare die Verstorbenen à la mode frisiert und die Damen reich geschmückt zeigen, kann man sie nicht als Bilder koptischer

Landbevölkerung werten — wie sollte das auch zu dem Elendsbild passen, das die Verf. ganz mit Recht von der Lage der Fellachen entworfen hat? Die eklatanten Qualitätsunterschiede erklären sich ehestens aus den finanziellen Möglichkeiten der Auftraggeber. Zur Datierung muß man wohl in erster Linie äußerstilistische Merkmale, vor allem die Frisuren bzw. die Barttrachten, benützen (zu S. 137). Im Zusammenhang der Frontalität kommt Frau Z. hier auf ein Relief zu sprechen, das die sitzende Isis mit frontalem Oberkörper und dem Unterkörper im Profil zeigt, und schreibt: »Eine ähnliche Verknüpfung der alten und neuen Tradition ist mir nicht bekannt« (S. 142), obwohl sie S. 116 genau dasselbe Darstellungsschema bei einer Stele aus Kom Abu Billu, wo es häufig vorkommt, herausgestellt hatte. Das Bibelzitat S. 145 paßt gar nicht, denn es bezieht sich auf die Verklärung und nicht auf die Auferstehung Christi. Gut sind die Bemerkungen über die Ikonen, nur möchte ich hinsichtlich des Bildes des Apa Abraham in Berlin warnen: Die obersten Malschichten sind fast ganz, die untersten teilweise zerstört; über Stil sagt dieser Zustand kaum mehr etwas aus (zu S. 147). Ein kleiner Irrtum: In der »Kapelle des Friedense in el-Bagawat breiten die Pfauen nicht die Flügel aus, sondern schlagen Rad (zu S. 151). Die Räder an der Gloriole Christi in Bawiter Apsidiolen stammen zweifellos nicht aus der »Himmelfahrtsvision des Elias« (S. 152), sondern aus der ezechielischen Vision vom Himmelswagen; dazu und zu weiteren Fragen im Zusammenhang dieser Malereien vergl. den von der Verf. zitierten A. Grabar.

Im Kapitel »Die Textilien« macht Frau Z. zunächst Angaben über vorptolemäische Textilmanufaktur, über den ptolemäischen Luxus usw. Dazu einige Korrekturen: Von den Griechen konnte man die Toga nicht übernehmen, da diese ein römisches Gewand war, und die Toga, einen Mantel, konnte man nicht durch die Tunica, ein hemdartiges Kleidungsstück, ersetzen; was die Verf. hier (S. 159) meint, ist nicht ganz klar. Die Seide wurde nicht seit justinianischer Zeit als neuer Werkstoff eingeführt (S. 163), sie war mindestens seit der frühen Kaiserzeit Importgut; unter Justinian begann eine eigene oströmische Seidenraupenzucht und damit die byzantinische Autarkie auf diesem Gebiet.

Die Wirktechniken und die in sehr bescheidener Zahl ausgewählten Stoffe werden einleuchtend besprochen. Dann kommt wieder erregte Polemik gegen mich (S. 171f.). Dazu ist zu sagen: Frau Z. vergißt ein ganze Menge historischer Tatsachen, die sie übrigens in meinem Buch hätte nachlesen können, wenn sie schon nicht zu meiner Quelle, Rostovtzeff, greifen konnte, und zwar 1. die Zwangslieferung von Bekleidung für das gesamte römische Heer, mengenmäßig festgelegt, 2. die Leitung der Textilmanufakturen durch Griechen, urkundlich belegt, 3. die Abhängigkeit kleiner örtlicher Webergilden von den Manufakturen, für die sie Auftragsarbeit leisteten, 4. die genauen Auflagen betr. Zahl, Qualität und Machart der abzuliefernden Arbeit und 5. die Zuteilung des Rohmaterials durch die Manufakturen, wobei etwas mehr geliefert wurde, damit die Weber den Eigenbedarf decken konnten. Ein Grundirrtum der Verf. scheint zu sein, daß sie meint, die »koptischen« Tuniken — wer sich die z.T. riesigen Wandbehänge gleicher Machart leisten konnte, scheint sie nicht zu interessieren — seien ein landestypisches Kleidungsstück; sie übersieht, daß wir es mit einer Reichsmode der Spätantike zu tun haben, die durch zahlreiche Denkmäler bezeugt ist; selbst Kaiser haben solche Tuniken getragen, vgl. z.B. das Justinian-Mosaik in S. Vitale, Ravenna. Eine gewisse Gewerbefremdheit liegt in der Frage »und warum hätten die meist in den Städten wohnenden Griechen die Bekleidung des Volkes produzieren sollen?« (S. 172). Mal abgesehen davon, daß es also plötzlich für Frau Z. doch Griechen in Ägypten gibt, so bestimmten zu allen Zeiten, und noch heute, der Chef bzw. sein Designer die Muster in der Großproduktion, und das war die ägyptische Textilherstellung in römischer Zeit, und nicht der kleine Lohnarbeiter. Daß die Textilmanufaktur nach der arabischen Eroberung in koptische Hände überging, beweist nur, daß die neuen Herren noch keinen Ersatz für die enteigneten Griechen aus den eigenen Reihen fanden. Außerdem vergißt Frau Z., daß die Mehrzahl der gefundenen Textilien nicht aus koptischen Dörfern,

sondern aus den Nekropolen der Metropolen, wie z.B. Achmin-Panopolis, und von Städten wie Antinoë stammt. Was die Fellachen trugen, wissen wir kaum. Frau Z. fragt: »Sollte die Herrenschicht für die Eingeborenen gearbeitet haben?« Sicher nicht, aber sie hat die Arbeit der Eingeborenen geleitet und ausgebeutet, die diese für die Herrenschicht — welch erstaunlicher Widerspruch zu der angeblichen sozialen Befreiung! — und für das Reich leisteten. Wie gesagt, all das steht in meinem Buch zu lesen, nur hat die Verf. offenbar darüber hinweggeblättert und zeichnet erneut ein grob verfälschtes Bild meiner Anschauungen. Daß man von »Produkten des Hausfleißes, des Kunstgewerbes zum eigenen Gebrauch« (S. 172) also nicht reden kann, ist wohl deutlich geworden. Richtig hingegen sind die Einwände gegen alle bisherigen Datierungsversuche und die Skepsis gegenüber einer Datierungsmöglichkeit. Dankenswerterweise hat Frau Z. nicht die ganze Unzahl von Versuchen angeführt, denn sie sind alle gescheitert — in meiner heutigen Sicht meiner auch.

Die Auseinandersetzung ist sehr lang und eingehend geworden. Das schien angesichts des hohen Anspruches des Buches nötig. Als Fazit ergibt sich: Auch intensivste Landeskenntnis kann Faktenwissen und richtiges Lesen von Büchern nicht ersetzen; auch echtes und anerkennenswertes Engagement kann Flüchtigkeiten, Erinnerungsfehler, mangelnde Sorgfalt, Selbstwidersprüche, ein falsches Geschichtsbild und das Nichtwissen von entscheidenden soziologischen, wirtschafts- und geistesgeschichtlichen Gegebenheiten nicht ausgleichen. Schade! Der Ansatz ist richtig und die Darstellung anregend, was aber vor uns liegt, ist ein Wunschbild, das sich mit der Wirklichkeit nur gelegentlich trifft. Das ist zutiefst enttäuschend, denn von einer Landeskennerin wie Frau Zaloscer durfte man sich anderes erhoffen.

Klaus Wessel